

Besiegt.

Roman von A. v. Gerodoff.

(8. Fortsetzung.)

„Wie furchtbar grausam, wie ungerecht sind Ihre Vorwürfe!“ rief sie bebend. „Ich konnte ja nicht Ihre Frau werden! Ich mußte mich opfern, denn der bösliche Zusammenbruch unserer Vermögensverhältnisse war nur eine Frage der Zeit, wenn ich nicht die erste reiche Partie annahm, die sich annähernd erwies!“

„Könnten Sie das so genau, so sicher? Hätten Sie mich nicht angeheiratet? Hätten Sie mich nicht gefragt? Wie soll ich mich machen, die versprochene Frau zu sein? Ich kann nicht — gib mich frei oder hilf mir — recht thun?“ — Nein — Konradine! Sie stießen mich von sich — ich möchte denken, was ich wollte und lachten ihn an sich mit allen Künstlern der Kotteerie — um ihn zu betrügen, wie Sie mich betrogen hatten.“

„Wudolf!“ flammte sie entsetzt, sich am Tische haltend, in jähem Schwindel. All ihre Sinne, das ganze Zimmer, die Welt drehte sich in totem, wirrem Reigen um sie.

Er stand und starrte zu Boden, die Hände auf dem Säßelgriff übereinander gelegt.

„Das ist ja vorüber“, sagte er leise und schmerzlich „das ist ja überwunden. Durch das tief, dunkle Wasser bin ich hindurchgekommen, aus eigener Kraft freilich, aber doch nur, weil ich mit einer starken Hand muthig entgegengetreite, als mich der Strudel erfasst hatte, als der Zerfrenn der Verzweiflung an mir riß. Sie haben mich zu Hilfe gerufen, Konradine, haben meiner Treue und Stärke vertraut — vertrauen Sie auch meiner Ehrenhaftigkeit. Soweit Treue, Stärke und Ehrenhaftigkeit Ihnen jetzt helfen können, zählen Sie fest auf mein Wohl. Es steht mir nicht zu, fragen an Sie zu stellen, wie Sie — die er und ich immer für ein edles, großes Herz gehalten haben — inskünftig an dem Ihren größtmöglichst angebotenen Grund, ihn zu verlassen, anzunehmen, als er ins Unglück kam, das schwarze Geschild über ihn hereinbrach — und zu stehen.“

„Weil er schlecht, grausam, verdächtig an mir gehandelt hat! Weil ich ihn einmal auf den Knien anflehte, als er noch rüstig war und all sein Glanz und Reichthum mich gehörte — mich freizugehen, weil ich einen anderen liebte! Am Abend unseres Hochzeitsabends war es, da kam ich zu mir selbst! Da fand er mich, wie ich weiß, da war er — hart — unerbittlich, wie ein Mann, der eine Sklavin gekauft hat, da sagte er: „Nein, nein!“ auf mein Weihen, mich fortzulassen, und daß er meine Liebe ergötigen wolle, meinem Willen trogen, daß er seine Rechte niemals freiwillig aufgeben würde, sondern sie bewahren, ob ich ihn liebe oder nicht.“

„Und — das hat er gethan?“ fragte der junge Offizier nach einer langen Pause sehr gegreht.

„Im einfachen Sinne — nein!“ wehrte sie erlassend ab. „Er hat sich auch bald keine Mühe mehr gegeben, und er selbst bot mir in herblichster, gleichgültigster Weise meine Freiheit an, bei der ersten Gelegenheit, die sich bot, und die er mir sogar zeigte.“

Ein schmerzliches Schweigen trat ein. Dem Schwärzen, das furchtbar auf ein Manne lastete, denn er hatte noch einen anderen tiefersten Grund außer dem der Freundschaft und Ehrlichkeit — einen trüben Grund, der ihn wieder an ein tiefes, dunkles Wasser führte — wenn er sich ihrem Dienste ergab — mit seinem Herzen, seinem Leben, seiner glänzend vor ihm liegenden Zukunft, die ihn nicht ferner Zeit wohl in den Stand setzte, eine unermögende Gattin heimzuführen.

Aber — sie hatte um ihn getitten, sie hatte ihn geliebt, sie liebte ihn und litt heute noch noch für ihn allein. So mußte er glauben. Sie hatte sich in schwächer Stunde wieder gefunden, ihr hohes Selbst, das sich nur aus einem zitternden tonnell und der wie ein altes erdenfarbiges Rebell ausstehende Zauber und Rauchs des Ein — da — als er ihre hochselbige Eigenart, ihre vornehme Reserve, ihre verhaltene Liebe, an seinem Herzen gefühlt — diese unvergleichlich wundervolle, jetzt nur erhöhte Schönheit, die schlante Gestalt, das blonde, hüße Haupt in seinen Armen gehalten — nun kam der verwirrende Zauber wieder und zog seine goldenen Schleier über die klaren Augen, das eheliche, tapfere Herz.

„Konradine — liebe, theure Konradine — jetzt kann ich dir ja nichts — jedenfalls noch nichts anderes sein als ein treuer, helfender, rathender Beude — denn jetzt gehört du ihm noch. Er kann dich wohl noch zurückfordern, es kann sein, daß auch du dich auf heilige Pflichten befinnst, auf Mitleid und Rücksicht — und vielleicht auch auf Dankbarkeit in verschiedener Beziehung, denn wenn

er dich nicht wahrhaft geliebt, wirklich gehofft hätte, den Kampf um dich und deine Liebe wagen und gewinnen zu können, wenn er kein guter Mensch, kein Ehrenmann gewesen wäre, dann hätte er wohl kaum deine Gefühle und deine Person geschont und schönen brauchen. Ehrlichen Kampf hat er getämpft! Auch er stah nicht, was ihm nicht freiwillig geboten wurde. Aber das verspreche und gelobe ich — Konradine, wenn du frei bist, wann es immer sei — ganz frei über Hand und Herz, und du willst mich noch, willst mit der alten Liebe eine neue Treue verbinden — dann rufe mich — und ich werde kommen.“ — Ganz erlautet — verfürbt beinahe, sah sie zu ihm auf — vernahm sie sein Versprechen.

Sie wußte auf einmal gar nicht mehr, was sie denn eigentlich von ihm gewollt hätte! Gehofft? In ihren Augen, so sehr prästren Lebensverhältnissen konnte er ihr doch kaum rathen oder helfen!

Tiefe, dunkle Gluth zog langsam den Schimmer der Scham über ihr Antlitz, und die Hand über den Tisch hin hindrehend, sagte sie nur leise, bekümmert und bittend:

„Vergeben Sie mir diese Stunde — und vergessen Sie sie. Und kommen Sie jetzt nicht wieder zu mir, nicht ehe ich Sie rufe — und Ihre Freundschaft erhalten Sie mir, wie es auch kommt — die bleibt mir jetzt werthvoll. Hätte ich Sie früher so gut gekannt?“

Er neigte sich, stumm Abschied nehmend, über die Hände. „Auch ich habe um Verzeihung zu bitten“ murmelte er bekommen und schritt rasch nach der Thür.

In einem Kampf von Empfindungen, die ihr neu und gänzlich fremd waren, blieb Konradine zurück. Fragen und Antworten standen blisknell in ihrem Geirge auf und — im Sinne des Goethe-Wortes — verlagten und einschuldigten sich ihre Gedanken untereinander. — Es war ein wildes, erbitertes Ringen in ihrer Seele — nicht mit ihrem Gatten — mit sich selbst kämpfte sie den grauamsten Kampf, den ein Mensch am Kampfe um sich selbst — um ihr befferes Ich. — Weinglühend furchtbar breitete sich das Gefühl von Vereinsamung und Verlassenheit um sie und in ihr aus. — Allein — rathlos stand sie im entseffenen Ausrubr und nirgend eine Hand — ein Herz — das sie anrufen — denen sie gebieten konnte: „Helft mir!“ Frei und allein! Niemand in der Nähe und Weite, der kommen konnte, sie stören, retten, oder beruhigen — trösteln. Der Mann, der sie verstoßen hatte, der tod für sie sein sollte, der sie verachtete und verschmähte? Der verachtete Geliebte, der Freund, der erfürcht und abwendend vor ihr gestanden, sich gegen sie vertheidigend mit Ehr- und Pflichtbegriffen — sie auf ihren Mann — auf sich selbst und die eigene Hilfe, die eigene Kraft mit erster Strenge beweisend? Die Mutter, deren trostlose Ehe mit dem unwürdigen, in jeder Weise minderwertigen Gatten — sie zuerst nachdenklich gemacht hatte über ihre eigene — über den Mann, dem sie das Leben zur Höhe gemacht — machen gehofft hatte, um freizuwenden, von seiner Hand — seinem Herzen — der sie endlich thun gehen heißen — hart und kalt gegen sie geworden — ohne Bedauern, in ermüdeter Liebe, ihren Unverth erkennen?

Sie blieb den ganzen Tag allein, bis der Abend dunkelte. Niemand kam — niemand fragte nach ihr und ihrem Ergehen, ihren Wünschen. Auf der Straße vor ihren Fenstern braute der Strom fremden Lebens — gleichgültig an dem ihren vorüber, das hier vereinsamt so schweren Lebenskampfe kämpfte.

Spät abends erst merkte sie an einem Gefühl von Schwindel und Keere, daß sie nach dem langen Fragen dieses Tages — etwas genießen mußte, und ließ sich einen Imbiss kommen. Wenig genug nahm sie davon zu sich, der schweren Erschöpfung, die sie überkam nachgebend; sie suchte ihr Lager auf.

Aber ach, sie fand keine Ruhe, keinen Schlaf. In bekümmert, reizender Angst wartete sie sich hin und her, dem Schlag der ihren lautenden, die von den Thüren her — Stunde um Stunde meldeten. Als das erste matte Dämmern des Morgens die Konturen des Fensters heller zeichnete, erhob sie sich und warf ein Morgenkleid über, um einer plöblichen Eingebung zu folgen und ein Schreiben an Ebersburg zu richten.

Aber da entnahm sie sich der Werbung in seinen Briefen, daß er ihr Nachrichten geben würde, wenn gewisse Entscheidungen gefallen wären. Die mußte sie abwarten. Was also hatte sie ihm jetzt zu schreiben? — Sie mußte warten. — Wo und wie — und schließlich worauf eigentlich? Was hoffen oder fürchten? — Darüber war ihr noch kein Gedanke gekommen. Es kam auf die Mittel an, die er für sie deponirt hatte bei der Breitenfeldschen Bank. Und da kam ihr der erste Lichtstrahl: Breitenfeld — der Gnie, Getreue. Er würde ihr rathen — helfen, mit ihr überlegen. — Einen Freund hatte sie also doch, mit dem sie rechnen konnte und woll-

te. — Das gab ihr die Ruhe und Sicherheit einigermaßen wieder und dämpfte die nervöse Erregung — in die sie durch das Ungewohnte ihrer jetzigen Lage gekommen war.

So bald als irgend möglich fuhr sie nach der Breitenfeldschen Villa. Schon von weitem sah sie die Zerkoufen an den Fenstern nieder gelassen. Still und müde lag der weiche Prachtbau im Sonnenglanz, in seinen leuchtenden Blumengärten getettet: der Bankier war verreist — und befand sich in dem Sanatorium eines hochgelegenen Ortes des Engadins.

Zunächst begab sie sich zur Bank und hörte mit schichtlichem Schred, wie verhältnismäßig gering die Summe war, die ihr Mann hier für sie deponirt hatte. Aber er hatte geschrieben: „Einfachheit — bis gewisse Entscheidungen gefallen wären!“ Also nur das einzige — stumme, ergebenes Warten — blieb ihr übrig.

Hrären des Jorns, der Demüthigung und Furcht schössen ihr in die Augen, als sie nach ihrem Hotel zurückfuhr. Sie konnte nur hoffen auf sein rechtzeitiges Schreiben — sich auf ihn verlassen — seiner Einfachheit und Großmuth vertrauen. Er hatte das Seine gethan — hatte sie ihrer Mutter wieder zugeführt und Geld für sie deponirt. Warum war sie nach Berlin gekommen? Was hatte es ihr geholfen? — Sollte sie nun bleiben — sollte sie nach Montreux zurück? — Sollte das Abwarten nun Tage dauern — oder Wochen Monate? — Sollte die Scheidungsmöglichkeit damit gemeint oder eine perfidiäre Verthäufnis?

Da prüfflich wurden ihre Gedanken jäh zerfrennt, und mit weitgeöffneten Augen deutete sie sich vor. Am Leisigen — demal, das sie eben passirt, standen zwei Gestalten — ein Generalstabsoffizier und eine Dame, die der Straße den Rücken zuwandten. Aber das Denkmal schien sie nicht zu betrachten, sondern in sehr ernstem Gespräch dort zu stehen. Der Offizier war Rudolf, und die Dame? — Konradine kam sie auch bekannt vor — diese zierliche, gerienfalte Waidwengelfalt, diese glänzendbraune und ein weißes, erbitertes Ringen in ihrer Seele — nicht mit ihrem Gatten — mit sich selbst kämpfte sie den grauamsten Kampf, den ein Mensch am Kampfe um sich selbst — um ihr befferes Ich. — Weinglühend furchtbar breitete sich das Gefühl von Vereinsamung und Verlassenheit um sie und in ihr aus. — Allein — rathlos stand sie im entseffenen Ausrubr und nirgend eine Hand — ein Herz — das sie anrufen — denen sie gebieten konnte: „Helft mir!“ Frei und allein! Niemand in der Nähe und Weite, der kommen konnte, sie stören, retten, oder beruhigen — trösteln. Der Mann, der sie verstoßen hatte, der tod für sie sein sollte, der sie verachtete und verschmähte? Der verachtete Geliebte, der Freund, der erfürcht und abwendend vor ihr gestanden, sich gegen sie vertheidigend mit Ehr- und Pflichtbegriffen — sie auf ihren Mann — auf sich selbst und die eigene Hilfe, die eigene Kraft mit erster Strenge beweisend? Die Mutter, deren trostlose Ehe mit dem unwürdigen, in jeder Weise minderwertigen Gatten — sie zuerst nachdenklich gemacht hatte über ihre eigene — über den Mann, dem sie das Leben zur Höhe gemacht — machen gehofft hatte, um freizuwenden, von seiner Hand — seinem Herzen — der sie endlich thun gehen heißen — hart und kalt gegen sie geworden — ohne Bedauern, in ermüdeter Liebe, ihren Unverth erkennen?

Einem Moment schwante sie, ob sie nicht die Drofsäte halten lassen sollte — umfahren und die beiden anrufen. Aber ein unbedunkeltes wartender Ton klang in ihr — aus dem letzten Gespräch mit dem einft Geliebten — wieder auf, und die Zähne auf die Lippen pressend, gab sie den Gedanken auf und wartete auf Agnes — zulezt beinahe mit Sehnsucht. Welch Glück wäre es ihr jetzt gewesen — sie eintreten zu sehen — mit diesem lieblich schlichteren, gleichsam immer bittenden Ausdruck — über den sie ein einzigmal in scharfem Spott gesagt: „Agnes — sehen Sie doch nicht immer aus — als wenn Sie die Welt für Ihre Ehrlanz um Verzeihung bitten wollten!“ — Aber das Liebliche in Agnes Welterholt, in dieser durchsichtigen Wäsche des schichtlichen Gesicht mit dem blauen, ängstlichen Augen, dem glänzenden, schlanken Scheitel des braunen Haars — dem kindlichen, blaffen, oft so wach zuckenden Mündchen — das was ihr auch damals aufgefallen — und hatte eine vorübergehende Mitleidsympathie in ihr ausgelöst. — Wie aufrechtig — Das heut ihre Freude gewesen wäre, wenn das blaffe, gute Mädchen — bei ihr gewesen wäre! — Das bescheidene, anspruchslose Wesen, das nie etwas für sich wollte — das so ganz verständig in seiner stillen Unbedenklichkeit neben der hohlen, schönen Herrin — deren Tische zu dem hüßlichen, jungen Offizier, mit dem schlicht bürgerlichen Namen — sie damals so romantisch ideal gefunden und in ihrer kleinen, kindlichen Art beschügt hatte — so zu manchem kleinen Vermittlungs- und Botendienst — sich fleudig hergebend.

Der Abend kam, aber keine Agnes, und Konradine mußte sich endlich auf sein klar und schlüssig werden über das, was sie wollte und was sie konnte. — Nach Montreux zu ihrer Mutter — zu deren Gatten, um seinen Preis! Mit welchem Schauer erfüllte sie der Gedanke! Also hier in diesem Hotel — überhaupt wohl nicht in einem Hotel — mit ihrem Mitleiden, deren Grenzen sie nicht überschufen Angst mit ihnen rechnete.

Unbekannt mit der Art, wie eine alleinlebende Dame der guten Gesellschaft sich in einer Großstadt unbehilfflich aufhalten kann, war Konradine bei ihrem Ueberlegen zu dem Entschluß gekommen — eines jener eleganten Chambers garnies, die sie in Zeitungen angezeigt fand — im Vorübergehen bemerkt hatte — zum provisorischen Heim sich zu wählen. — Nur der absolut ungelinsten Bornehmtheit ihrer Erscheinung, ihres Ganges und Wesens, auf der Straße, in Theatern, Konzerten — überall, wo sie eben nahtlos, strupellos, nur der Eingebung des Augenblicks folgend — hinging — der verständig-nichtlosen Gleichgültigkeit, mit der ihre Augen aufsuchenden oder bewundernden Blicke der Männer begegneten, verdankte sie, daß kein peinigliches Uebersehen ihre Wege treuzte.

Müßig lag sie auf dem Divoan in ihrem prächtigen, von Talmt-Gelung blühenden Salon — las Romane — deutsche, englische, französische durcheinander — blätterte in Modejournalen, die sie bei ihrem Unerfahrenen in der Stadt kaufte, binnrte — in eleganten Salons — eleganten Restaurants, wo sie niemals beschügt wurde, denn das dort verbreitete Herrenpublikum erkannte, wie die Höhe — die große Dame — die irgendwelche Zufälle zwangen — einmal allein zu binnern.

Da sie sich absolut nicht selbst bedienen gelernt, kein Toilettenkünd anlegen konnte ohne helfende Hände, hatte sie für viel Geld eine Kammergofe engagirt, die, ehlich und anständig — sich in der leeren Küche des Chambers garnie aufhielt und ihre sehr langweiligen Tage dort verbrachte, denn sie mußte sich zu Hause bleiben, um ihrer Herrin sofort zur Hand zu sein.

An ihre Mutter hatte sie nur eine Karte geschrieben mit Angabe ihrer Adresse. Aber sie hatte keine Antwort bekommen. So sah sie und wartete auf Brief, auf Nachrichten. Auch von Paul Breitenfeld, an den sie ausführlich geschrieben und ihm als ihre Geliebte mitgetheilt hatte, infen bittend, bei seiner Rückkehr sich bei ihr zu melden. Aber auch von ihm war bisher keine Zeile gekommen. Täglich schwante sie, ob sie nicht versuchen sollte — Agnes Welterholt aufzufinden — ob sie nicht Rudolf bitten sollte, nochmals zu kommen. Aber das ließ sie dann wieder und verschob es, denn was sollten die Entbeeren ihr helfen — worin ihr beistehen! Nur vielleicht die immer bräunlicher werdende Einfachheit, dies lasende Alleinsein, mit ihrer Gesellschaft würde sein in Stellung sein — und diese Zeit haben, und sich gegen die auszusprechen — um deren Ansicht oder Rath bitten, kam ihr auch jetzt gar nicht in den Sinn. Und langweilig war die Welterholt immer gewesen. Rudolf war auf einer Generalstabstreife, wie sie in der Zeitung gelesen hatte — und ihn zu rufen — ehe sie geschieden und in Ehren frei war, hatte gar keinen Zweck. Er würde einfach nicht kommen und ihr nur neue Beschämung und Demüthigung bereiten.

Ein Regentag in einer ganzen Reihe von Regentagen — Konradine hatte sich nur zum Essen hinab begeben aus ihrem bunten Prachtalon und war wieder zurückgekehrt, um sich leusend und sehr niedergebunden auf eine blauebene Chaiselongue zu legen — und einen Roman hervorzu nehmen, der ihr nur mögliches Interesse abgenommen konnte, denn ihre Gedanken waren zu sehr anderswo — das heißt, sie iriete und schwankte so herum, ohne recht zu wissen wohin, und welches Ziel sie eigentlich suchen sollten. Sie war nun vierzehn Tage in diesem Chambers garnie — und von Tag zu Tag kam's ihr über und über schärfer vor, nachdem das Neue, Ungewohnte seinen Reiz verloren hatte, und immer wieder stieg Bron, Groll und Bitterkeit gegen Ebersburg in ihr auf — sogar gegen Rudolf und ihre Mutter — das konnte nicht so weitergehen — das ertrug sie einfach nicht länger. Sie mußte irgend etwas thun — um eine Aenderung herbeizuführen, einen Entschluß fassen, solange sie noch Geld hatte, ihn auszuführen. Das heißt: sie hatte eigentlich schon einen Gehalt — den sie eigeninnig festhielt, weil alles, was sie nun einmal wollte. Nur daß ihr jede Handhabe zur Ausführung fehlte. — Sie stand endlich auf und legte an Breitenfeld eine Denksche auf mit Rückantwort, wann er denn eigentlich heimkehren würde zu einem wichtigen Rücksprache in Familienangelegenheiten. Eine lange, wortreiche Derselbe, ein halber Brief, die ein hüßliches Geld kosten mußte. Aber was hat das! Wenn sie nur schnell Antwort bekam. Ein Brief dauerte ihr viel zu lange mit Ein und Her, obwohl sie sich sagen mußte, daß auch von dem Bankier ihre große Hilfe kommen konnte — die den eigentlichen Kern ihrer schredlichen Verhältnistrafen — ein was nicht genodnt, lange nachdenken und abwägen, wenn es die Erfüllung eines Verlangens galt, und ihr beßes, zorniges Verlangen war jetzt, diesen verwerflichen Aufenthalt hier — diesen Zustand unerträgbarer Lebensleere zu beenden — zu unterbrechen wenigstens.

Schon am Schreibtisch sitzend, erhielt sie einen Brief. Mit Haß nahm sie ihn der Post aus der Hand und prüfte die Aufschrift. Von ihrer Mutter. — Sie zuckte unwillig bei dem

Wort: „Was konnte ihr von dort Gutes kommen! Aber der Brief, an sich sehr kurz, hatte eine Anlage — einen Brief Ebersburgs an sie selbst. Ohne die Zeilen ihrer Mutter zu beachten, öffnete sie mit einem Eisern den anderen Brief — wie sie noch im Leben das Schreiben eines Menschen aufgerissen hatte — so voll gespanntem Verlangens nach seinem Inhalt.

Natürlich hatte er nach Montreux geschrieben. Er glaubte doch, daß sie, gehorham seinem Befehl — sich still im Schutze ihrer Eltern aufgehalten hätte — um den Fortgang des so schwer über sie hereingebrochenen Schicksals aufzuwarten — weiterer Mittheilung gewärtig.

„Aber was war das? Eine französische Postkarte?“ Jstres-Auz bouches du Rhone.“ Wo war der Mann? Was hat er ihr gethan? Ihr Herz begann in Empörung zu schlagen, und kaum konnte sie zuerst den Sinn der mit so rubig fester Hand geschriebenen Zeilen fassen:

„Liebe Konradine!
Du hast jedenfalls schon eher eine Mittheilung von mir erwartet. Aber ich bin kein Mann der Halbheiten. So leid es mir that — Du müßtest warten, bis alle entschieden war und feststand. Auch bei mir entschließen und festhalten und daran nicht mehr zu rütteln war. Auch nicht an meinen eigenen Empfindungen. — Ich habe den Prozeß endgültig verloren, und alles ist nun gründlich erledigt. Du hast den einftigen Geliebten sehr schleunigst wieder gesucht und gefunden und hast den Wunsch — wenn irgend möglich, Dich nun bald mit ihm zu vereinigen. Es ist ihm mir sehr — Dir dazu bereit nicht beilähig sein zu können. Indirekt habe ich das Meinige dazu gethan — habe die Scheidung eingeleitet: Du wirst auf böswillige Verläumdung flagen dürfen. Direkt kann ich Euch nicht die Wege eben. Hauptmann Reinhardt ist nicht mehr unbedeutend und könnte sich sehr abzugeben heitern, da er keine kleine Erbschaft gemacht hat, die für sehr sehr schwebende Ansprüche seiner Gattin ausreichen könnte. Was ich Dir späterhin sage, würde in einer Jahresfrist bestehen — die für Dich freilich nicht annähernd genügt zum Leben. Aber da endigt meine Macht. Ich habe nur wenig retten können an Baarem. Außerdem nur noch die Ruinen „Chateau de Serme-Auz bouches du Rhone“ — im Süden Frankreichs — eine ziemlich unkuiltivirt — öde Gegend — wo ich allein mich werde durchbringen können, weil ich meine Ansprüche zu denen eines Weinbauers dieser Gegend wohl werde hinabzukaufen können. Chateau de Serme gehörte meiner Großmutter väterlicher Seite. Es ist wieder Name noch Titel damit verbunden — auch kein Landbesitz. Ein großer Weinberg nur gehört dazu. Ich werde selbst mit Haue und Spaten arbeiten müssen. — Gut. — Für Dich ist mir, neben mir — in meinem Leben, meinen Zukunftsinhäufungen — kein Platz. — Und Du wirst nicht wollen, daß es anders sein möchte. Ich wünsche es wenigstens nicht. Ich will und muß ehlich gegen Dich sein. Mir schaudert und graut vor dem Gedanken, Dich — Konradine Kragn — hier bei mir zu haben! — Es würde meine Kräfte, die nicht gering sind — übersteigen, und ich wäre — das sagt ihr bumsper, aber unabweisliches Agnes — zum Grausamen fähig, wenn Du Dich in mein abgeschlossenes Zukunftsbild drängen wolltest — aus Unglaube an meiner Schwiernig deselben — oder aus Mißverständniß. Wage es nicht, Konradine — mir den Frieden meiner ersten Tage zu stören. — Ich wäre unmachigig — unerbittlich. Und das glaubst Du mir — denn ein nigermaßen keusch Du mich! Ich will Dir hingeben, was ich kann — und wie ich kann — nur eins nicht wieder in die Hände liefern, den Frieden meiner Seele — die Ruhe meiner Arbeit. — Ich habe gut und — ich hoffe zu Gott — fruchtbarere Jdeen — Dich mit dem Geliebten Deiner Jugend wieder zu vereinigen. Ich schäme und achte ihn und hoffe für ihn, daß er jene bedeutende Kraft, die mir verfehlt war — dauernd befigt — Dieht einst den rechten Weg eines edler Frauenlebens zu führen — und Dich dort zu halten. — Ich will wohl sein für Dich, und wenn Du selbst, phantastische Träume hast — wie ich fast glaube — daß ich, Dir gegenüber stehend — wieder mit meinem besseren Selbst Dir helfen würde — so warne ich Dich vor dieser eifigen Selbsttäufung. Ich bin kein Mann, der sich von äußerem Fraueneiz allein, wider seinen Willen umgarnen läßt. Und lange schon — hast Du auch den nicht recht für mich.“

Sie lächelte, über den Brief hingebend — ein seltsames, zitterndes Lächeln.

Sie setzte sich hin und schrieb an ihn: „Alles, was Du in Deinem mit heute ausgegangenen Briefe schreibst, kann ich nur in gewissen Grenzen gelten lassen. Im Ubrigen liegt es bei meinem Dir in jener letzten Nacht in Wien mitgetheilten Entschluß: Ich willige in Deine Scheidung und werde Dein Los, das Du Dich bemüht, mir in schred-

lichsten Farben zu malen, theilen. Ich hoffe dabei, Dich zu einer besseren Meinung von mir bekehren zu können, als Du sie jetzt hast. — Schreibe mir umgehend, wie ich Deinen jetzigen Wohnsitz erreichen kann. Du würdest mir dadurch viel Schwierigkeiten ersparen und mich nicht in Situationen bringen, in denen Du Deine Frau — nicht gerne sehen würdest. Ich komme auf den Poststempel trägt: Jstres.“ ...

Immer langamer hatte sie geschrieben, immer zögernder — jetzt legte sie die Feder ganz hin — ehe sie die Unterschrift unter ihren Brief gesetzt hatte. Nachdenklich — die Brauen finster zusammengezogen — starrte sie auf ihr schönes, glänzendes Bild in den grohen Wandspiegel.

„Nein. Das war ihr Thorheit. Ihr war ein vollkommen klar: Nam Ebersburg hatte einen sehr aufrichtigen Schreden vor Konradine Kragn — seiner Gattin! Er traute ihr alles Schlimme und Böse zu — das eine Frau ihrem Manne antun kann. ... Und hatte er so unrecht? Die klügliche Thorheit, die über ihr Antlitz flog — verbergte die Dämmerung. — Er wollte bereit sein ihr werden, um jeden Preis. Kein Verprechen, kein Verheßen ihrerseits würde wieder an sein Herz bringen. — Aber er fückete ihren rein äußerlichen Zauber auf sein Gefühl. Er verurtheilte und verdamnte ihren Charakter — er hielt nichts — gar nichts mehr von ihrem Herzen. Sein Brief klang so unheimlich energisch. — Wer weiß, was er imstande war, zu thun, wenn sie ihm schrieb, daß sie trotz seiner schiefen Abweisung kommen würde. Wer weiß, welche Mittel er hatte und rüchichtslos anwenden würde, um sie von sich fern zu halten? — Aber, wenn er sie plötzlich vor sich säte! — Wer allein ihm gegenüber, auf ihn angewiesen — da konnte er doch unmöglich so aller Ritterlichkeit vor sein, so ganz schaffig sein! — Und dann noch auf seinem Willen zu bestehen — seinem Schauder vor ihr nachzugeben und sie wieder fortzuschicken ... Unmöglich! — Es war am besten, ihn zu überlaffen, gar nicht zu schreiben, mit ihrem Recht als seine Frau einfach zu ihm zu kommen, sein Los mit ihm zu theilen.

Sich dies Los einmal von den aller-trüffsten Seiten vorzustellen, einmal alles zu glauben, was er davon sagte, wies sie gänzlich von sich, und seine Weigerung machte sie vollends finnig und nahm f — fast unbewußt immer mehr für ihn ein. Er ring an, ihr zu imponieren. Sie dachte oft und viel an ihn — beschäftigte sich mit ihm und mit Räthselfragen über den Kern seines Wesens und Empfindens.

So war sie denn entschlossen, seinen Brief abzuschicken, sondern ihm mit der vollendeten Thatsache ihrer Antwort zu überraschen, jede Weigerung seinerseits damit abschneidend. Nachdem sie alle möglichen Ertdunkungen über seine Handlung eingezogen hatte, ließ sie von der Post ihre Köstlichkeit — mit ihrer luxuriosen, kostbaren Garbe, legte ein elegantes, silbergraues Kaffsettlchen an von weicher Koffseite, mit seinem silbergrütem, einen weichen, italienischen Filzput mit weißem Federstmaud und reiste ab nach Marseille. Jstres. Die Post hatte sie entlassen. In Marseille würde sie wohl schon eine gehobene Französin finden zu ihrem Dienst, und bis dahin müßte man sich eben in die veränderten Verhältnisse finden und begreifen, daß man keine reiche Fürstin mehr war, sondern zum einfachen Mittelstande gehörte.

Frau einer schredlichen Reife voll Jahren und Wrürungen — war Konradine endlich wohlbehalten in dem strieden der Süd-Provence Jstres-Auz bouches du Rhone — angelangt, ohne geraubt worden zu sein — ohne nach einem gänzlich anderswo liegenden Plage gekommen zu sein, und im Besitz ihres sämmtlichen, eleganten Handgepäckes.

Nur sehr selten hatte sie doch etwas von ein kalter Schauder überlaufen, wenn sie an den Mann dachte, zu dem sie reiste — gegen seinen Willen — an die Verfassung, in der sie ihn wohl finden würde, an seinen finstern Ern, an die absolute Wahrschaffigkeit seiner Persönlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

„Was konnte ihr von dort Gutes kommen! Aber der Brief, an sich sehr kurz, hatte eine Anlage — einen Brief Ebersburgs an sie selbst. Ohne die Zeilen ihrer Mutter zu beachten, öffnete sie mit einem Eisern den anderen Brief — wie sie noch im Leben das Schreiben eines Menschen aufgerissen hatte — so voll gespanntem Verlangens nach seinem Inhalt.“

Natürlich hatte er nach Montreux geschrieben. Er glaubte doch, daß sie, gehorham seinem Befehl — sich still im Schutze ihrer Eltern aufgehalten hätte — um den Fortgang des so schwer über sie hereingebrochenen Schicksals aufzuwarten — weiterer Mittheilung gewärtig.“

„Aber was war das? Eine französische Postkarte?“ Jstres-Auz bouches du Rhone.“ Wo war der Mann? Was hat er ihr gethan? Ihr Herz begann in Empörung zu schlagen, und kaum konnte sie zuerst den Sinn der mit so rubig fester Hand geschriebenen Zeilen fassen:

„Liebe Konradine!
Du hast jedenfalls schon eher eine Mittheilung von mir erwartet. Aber ich bin kein Mann der Halbheiten. So leid es mir that — Du müßtest warten, bis alle entschieden war und feststand. Auch bei mir entschließen und festhalten und daran nicht mehr zu rütteln war. Auch nicht an meinen eigenen Empfindungen. — Ich habe den Prozeß endgültig verloren, und alles ist nun gründlich erledigt. Du hast den einftigen Geliebten sehr schleunigst wieder gesucht und gefunden und hast den Wunsch — wenn irgend möglich, Dich nun bald mit ihm zu vereinigen. Es ist ihm mir sehr — Dir dazu bereit nicht beilähig sein zu können. Indirekt habe ich das Meinige dazu gethan — habe die Scheidung eingeleitet: Du wirst auf böswillige Verläumdung flagen dürfen. Direkt kann ich Euch nicht die Wege eben. Hauptmann Reinhardt ist nicht mehr unbedeutend und könnte sich sehr abzugeben heitern, da er keine kleine Erbschaft gemacht hat, die für sehr sehr schwebende Ansprüche seiner Gattin ausreichen könnte. Was ich Dir späterhin sage, würde in einer Jahresfrist bestehen — die für Dich freilich nicht annähernd genügt zum Leben. Aber da endigt meine Macht. Ich habe nur wenig retten können an Baarem. Außerdem nur noch die Ruinen „Chateau de Serme-Auz bouches du Rhone“ — im Süden Frankreichs — eine ziemlich unkuiltivirt — öde Gegend — wo ich allein mich werde durchbringen können, weil ich meine Ansprüche zu denen eines Weinbauers dieser Gegend wohl werde hinabzukaufen können. Chateau de Serme gehörte meiner Großmutter väterlicher Seite. Es ist wieder Name noch Titel damit verbunden — auch kein Landbesitz. Ein großer Weinberg nur gehört dazu. Ich werde selbst mit Haue und Spaten arbeiten müssen. — Gut. — Für Dich ist mir, neben mir — in meinem Leben, meinen Zukunftsinhäufungen — kein Platz. — Und Du wirst nicht wollen, daß es anders sein möchte. Ich wünsche es wenigstens nicht. Ich will und muß ehlich gegen Dich sein. Mir schaudert und graut vor dem Gedanken, Dich — Konradine Kragn — hier bei mir zu haben! — Es würde meine Kräfte, die nicht gering sind — übersteigen, und ich wäre — das sagt ihr bumsper, aber unabweisliches Agnes — zum Grausamen fähig, wenn Du Dich in mein abgeschlossenes Zukunftsbild drängen wolltest — aus Unglaube an meiner Schwiernig deselben — oder aus Mißverständniß. Wage es nicht, Konradine — mir den Frieden meiner ersten Tage zu stören. — Ich wäre unmachigig — unerbittlich. Und das glaubst Du mir — denn ein nigermaßen keusch Du mich! Ich will Dir hingeben, was ich kann — und wie ich kann — nur eins nicht wieder in die Hände liefern, den Frieden meiner Seele — die Ruhe meiner Arbeit. — Ich habe gut und — ich hoffe zu Gott — fruchtbarere Jdeen — Dich mit dem Geliebten Deiner Jugend wieder zu vereinigen. Ich schäme und achte ihn und hoffe für ihn, daß er jene bedeutende Kraft, die mir verfehlt war — dauernd befigt — Dieht einst den rechten Weg eines edler Frauenlebens zu führen — und Dich dort zu halten. — Ich will wohl sein für Dich, und wenn Du selbst, phantastische Träume hast — wie ich fast glaube — daß ich, Dir gegenüber stehend — wieder mit meinem besseren Selbst Dir helfen würde — so warne ich Dich vor dieser eifigen Selbsttäufung. Ich bin kein Mann, der sich von äußerem Fraueneiz allein, wider seinen Willen umgarnen läßt. Und lange schon — hast Du auch den nicht recht für mich.“

Sie lächelte, über den Brief hingebend — ein seltsames, zitterndes Lächeln.

Sie setzte sich hin und schrieb an ihn: „Alles, was Du in Deinem mit heute ausgegangenen Briefe schreibst, kann ich nur in gewissen Grenzen gelten lassen. Im Ubrigen liegt es bei meinem Dir in jener letzten Nacht in Wien mitgetheilten Entschluß: Ich willige in Deine Scheidung und werde Dein Los, das Du Dich bemüht, mir in schred-

lichsten Farben zu malen, theilen. Ich hoffe dabei, Dich zu einer besseren Meinung von mir bekehren zu können, als Du sie jetzt hast. — Schreibe mir umgehend, wie ich Deinen jetzigen Wohnsitz erreichen kann. Du würdest mir dadurch viel Schwierigkeiten ersparen und mich nicht in Situationen bringen, in denen Du Deine Frau — nicht gerne sehen würdest. Ich komme auf den Poststempel trägt: Jstres.“ ...

Immer langamer hatte sie geschrieben, immer zögernder — jetzt legte sie die Feder ganz hin — ehe sie die Unterschrift unter ihren Brief gesetzt hatte. Nachdenklich — die Brauen finster zusammengezogen — starrte sie auf ihr schönes, glänzendes Bild in den grohen Wandspiegel.

„Nein. Das war ihr Thorheit. Ihr war ein vollkommen klar: Nam Ebersburg hatte einen sehr aufrichtigen Schreden vor Konradine Kragn — seiner Gattin! Er traute ihr alles Schlimme und Böse zu — das eine Frau ihrem Manne antun kann. ... Und hatte er so unrecht? Die klügliche Thorheit, die über ihr Antlitz flog — verbergte die Dämmerung. — Er wollte bereit sein ihr werden, um jeden Preis. Kein Verprechen, kein Verheßen ihrerseits würde wieder an sein Herz bringen. — Aber er fückete ihren rein äußerlichen Zauber auf sein Gefühl. Er verurtheilte und verdamnte ihren Charakter — er hielt nichts — gar nichts mehr von ihrem Herzen. Sein Brief klang so unheimlich energisch. — Wer weiß, was er imstande war, zu thun, wenn sie ihm schrieb, daß sie trotz seiner schiefen Abweisung kommen würde. Wer weiß, welche Mittel er hatte und rüchichtslos anwenden würde, um sie von sich fern zu halten? — Aber, wenn er sie plötzlich vor sich säte! — Wer allein ihm gegenüber, auf ihn angewiesen — da konnte er doch unmöglich so aller Ritterlichkeit vor sein, so ganz schaffig sein! — Und dann noch auf seinem Willen zu bestehen — seinem Schauder vor ihr nachzugeben und sie wieder fortzuschicken ... Unmöglich! — Es war am besten, ihn zu überlaffen, gar nicht zu schreiben, mit ihrem Recht als seine Frau einfach zu ihm zu kommen, sein Los mit ihm zu theilen.“

„Was konnte ihr von dort Gutes kommen! Aber der Brief, an sich sehr kurz, hatte eine Anlage — einen Brief Ebersburgs an sie selbst. Ohne die Zeilen ihrer Mutter zu beachten, öffnete sie mit einem Eisern den anderen Brief — wie sie noch im Leben das Schreiben eines Menschen aufgerissen hatte — so voll gespanntem Verlangens nach seinem Inhalt.“

Natürlich hatte er nach Montreux geschrieben. Er glaubte doch, daß sie, gehorham seinem Befehl — sich still im Schutze ihrer Eltern aufgehalten hätte — um den Fortgang des so schwer über sie hereingebrochenen Schicksals aufzuwarten — weiterer Mittheilung gewärtig.“

„Aber was war das? Eine französische Postkarte?“ Jstres-Auz bouches du Rhone.“ Wo war der Mann? Was hat er ihr gethan? Ihr Herz begann in Empörung zu schlagen, und kaum konnte sie zuerst den Sinn der mit so rubig fester Hand geschriebenen Zeilen fassen:

„Liebe Konradine!
Du hast jedenfalls schon eher eine Mittheilung von mir erwartet. Aber ich bin kein Mann der Halbheiten. So leid es mir that — Du müßtest warten, bis alle entschieden war und feststand. Auch bei mir entschließen und festhalten und daran nicht mehr zu rütteln war. Auch nicht an meinen eigenen Empfindungen. — Ich habe den Prozeß endgültig verloren, und alles ist nun gründlich erledigt. Du hast den einftigen Geliebten sehr schleunigst wieder gesucht und gefunden und hast den Wunsch — wenn irgend möglich, Dich nun bald mit ihm zu vereinigen. Es ist ihm mir sehr — Dir dazu bereit nicht beilähig sein zu können. Indirekt habe ich das Meinige dazu gethan — habe die Scheidung eingeleitet: Du wirst auf böswillige Verläumdung flagen dürfen. Direkt kann ich Euch nicht die Wege eben. Hauptmann Reinhardt ist nicht mehr unbedeutend und könnte sich sehr abzugeben heitern, da er keine kleine Erbschaft gemacht hat, die für sehr sehr schwebende Ansprüche seiner Gattin ausreichen könnte. Was ich Dir späterhin sage, würde in einer Jahresfrist bestehen — die für Dich freilich nicht annähernd genügt zum Leben. Aber da endigt meine Macht. Ich habe nur wenig retten können an Baarem. Außerdem nur noch die Ruinen „Chateau de Serme-Auz bouches du Rhone“ — im Süden Frankreichs — eine ziemlich unkuiltivirt — öde Gegend — wo ich allein mich werde durchbringen können, weil ich meine Ansprüche zu denen eines Weinbauers dieser Gegend wohl werde hinabzukaufen können. Chateau de Serme gehörte meiner Großmutter väterlicher Seite. Es ist wieder Name noch Titel damit verbunden — auch kein Landbesitz. Ein großer Weinberg nur gehört dazu. Ich werde selbst mit Haue und Spaten arbeiten müssen. — Gut. — Für Dich ist mir, neben mir — in meinem Leben, meinen Zukunftsinhäufungen — kein Platz. — Und Du wirst nicht wollen, daß es anders sein möchte. Ich wünsche es wenigstens nicht. Ich will und muß ehlich gegen Dich sein. Mir schaudert und graut vor dem Gedanken, Dich — Konradine Kragn — hier bei mir zu haben! — Es würde meine Kräfte, die nicht gering sind — übersteigen, und ich wäre — das sagt ihr bumsper, aber unabweisliches Agnes — zum Grausamen fähig, wenn Du Dich in mein abgeschlossenes Zukunftsbild drängen wolltest — aus Unglaube an meiner Schwiernig deselben — oder aus Mißverständniß. Wage es nicht, Konradine — mir den Frieden meiner ersten Tage zu stören. — Ich wäre unmachigig — unerbittlich. Und das glaubst Du mir — denn ein nigermaßen keusch Du mich! Ich will Dir hingeben, was ich kann — und wie ich kann — nur eins nicht wieder in die Hände liefern, den Frieden meiner Seele — die Ruhe meiner Arbeit. — Ich habe gut und — ich hoffe zu Gott — fruchtbarere Jdeen — Dich mit dem Geliebten Deiner Jugend wieder zu vereinigen. Ich schäme und achte ihn und hoffe für ihn, daß er jene bedeutende Kraft, die mir verfehlt war — dauernd befigt — Dieht einst den rechten Weg eines edler Frauenlebens zu führen — und Dich dort zu halten. — Ich will wohl sein für Dich, und wenn Du selbst, phantastische Träume hast — wie ich fast glaube — daß ich, Dir gegenüber stehend — wieder mit meinem besseren Selbst Dir helfen würde — so warne ich Dich vor dieser eifigen Selbsttäufung. Ich bin kein Mann, der sich von äußerem Fraueneiz allein, wider seinen Willen umgarnen läßt. Und lange schon — hast Du auch den nicht recht für mich.“

Sie lächelte, über den Brief hingebend — ein seltsames, zitterndes Lächeln.

Sie setzte sich hin und schrieb an ihn: „Alles, was Du in Deinem mit heute ausgegangenen Briefe schreibst, kann ich nur in gewissen Grenzen gelten lassen. Im Ubrigen liegt es bei meinem Dir in jener letzten Nacht in Wien mitgetheilten Entschluß: Ich willige in Deine Scheidung und werde Dein Los, das Du Dich bemüht, mir in schred-

lichsten Farben zu malen, theilen. Ich hoffe dabei, Dich zu einer besseren Meinung von mir bekehren zu können, als Du sie jetzt hast. — Schreibe mir umgehend, wie ich Deinen jetzigen Wohnsitz erreichen kann. Du würdest mir dadurch viel Schwierigkeiten ersparen und mich nicht in Situationen bringen, in denen Du Deine Frau — nicht gerne sehen würdest. Ich komme auf den Poststempel trägt: Jstres.“ ...

Immer langamer hatte sie geschrieben, immer zögernder — jetzt legte sie die Feder ganz hin — ehe sie die Unterschrift unter ihren Brief gesetzt hatte. Nachdenklich — die Brauen finster zusammengezogen — starrte sie auf ihr schönes, glänzendes Bild in den grohen Wandspiegel.

„Nein. Das war ihr Thorheit. Ihr war ein vollkommen klar: Nam Ebersburg hatte einen sehr aufrichtigen Schreden vor Konradine Kragn — seiner Gattin! Er traute ihr alles Schlimme und Böse zu — das eine Frau ihrem Manne antun kann. ... Und hatte er so unrecht? Die klügliche Thorheit, die über ihr Antlitz flog — verbergte die Dämmerung. — Er wollte bereit sein ihr werden, um jeden Preis. Kein Verprechen, kein Verheßen ihrerseits würde wieder an sein Herz bringen. — Aber er fückete ihren rein äußerlichen Zauber auf sein Gefühl. Er verurtheilte und verdamnte ihren Charakter — er hielt nichts — gar nichts mehr von ihrem Herzen. Sein Brief klang so un